

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Cate Clarke

Falsche Schwestern

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

KAPITEL 1

Sie weiß es. Ganz sicher.

Ich hatte gestern zum ersten Mal Sex in meinem Leben.

Keine Ahnung, wie sie es herausgefunden hat. Ich bin nicht so dumm, Tagebuch zu führen, und ich habe auch weiß Gott nicht so ein seltsames Mum-und-ich-sind-beste-Freundinnen-und-erzählen-uns-alles-Verhältnis zu ihr. Vielleicht haben Mütter einfach einen siebten Sinn bei dem Thema?

Ich sehe es an ihrem Blick. Das Problem ist nur, dass ich ihr leider nicht ansehe, was sie darüber denkt. Im Moment habe ich wirklich nicht die leiseste Ahnung. Ist sie böse? Enttäuscht? Findet sie es katastrophal? Ist es ihr egal? Ist sie vielleicht ein kleines bisschen stolz?

»Wie läuft's eigentlich bei Marthas Mum auf der Arbeit? Hat die große Entlassungswelle schon angefangen?«

Ah, Themenwechsel. Ein klassischer Trick, auf den ich aber natürlich nicht hereinfalle. Ich zucke mit den Schultern. »Weiß nicht, sie ist gestern Abend erst spät nach Hause gekommen. Ich glaube, sie war nach dem letzten Kurs noch mit ihren Kolleginnen weg.« Ich trinke einen Schluck Tee. Ich bin die Ruhe selbst. »Martha macht sich aber ganz schön Sorgen.«

Mum nickt. Sie merkt, dass sie verloren hat. »Ist ja auch hart.«

»Aber die haben doch total viel Geld! Marthas Dad verdient genug für beide, ich versteh gar nicht, wieso ihre Mum überhaupt arbeiten geht.« Mist. Das hätte ich nicht sagen sollen. Normalerweise passe ich besser auf, aber heute bin ich zu müde. Feminismus, Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der Frauen sind für Mum ganz große Themen. Heute springt sie jedoch nicht darauf an. Offensichtlich beschäftigen sie andere Sachen mehr.

»Alles in Ordnung, Mum?« Ich versuche, das nicht öfter als dreimal am Tag zu fragen, aber es ist nun mal eine Angewohnheit von mir. Wenn sie sich in diese Hölle in ihrem Kopf zurückzieht, muss ich sie einfach zum Reden bringen. Ihre Antwort war stets dieselbe, und ich habe sie kein einziges Mal geglaubt: »Klar, alles bestens, Schatz.«

Auch heute weicht sie nicht vom Drehbuch ab, und das fühlt sich irgendwie beruhigend an. Ich hatte schon halb damit gerechnet, dass sie mich stellt: »Nein, mit mir ist nicht alles in Ordnung, lieb, dass du fragst. Meine Tochter hat mich nämlich dreist darüber angelogen, wo sie gestern Abend war, um mit Thomas Bolt in einem Van ihr erstes Mal zu haben!«

Auf dem Küchentisch liegt eine zusammengefaltete Zeitung. Die ist mir bis jetzt gar nicht aufgefallen, weil meine Gedanken die ganze Zeit nur darum kreisen, dass ich gestern Abend in einem Van mit Thomas Bolt mein erstes Mal hatte.

Man kann nur die Sportseite der Zeitung sehen. Irgend-

ein Team hat ein anderes besiegt, und ein paar Leute haben sich darüber gefreut, ein paar andere nicht. Aber es hat einen Grund, dass die Zeitung zusammengefaltet ist. Deshalb sieht mich Mum auch so komisch an. Deshalb hat sie die Zeitung weggelegt, als ich in die Küche gekommen bin. Sie will nicht, dass ich das sehe.

In einer normalen Familie – bei Martha oder Thomas zu Hause oder bei wirklich jedem anderen – ist eine Zeitung eben eine Zeitung: Papier, auf dem Nachrichten stehen. Kriege und Streiks und der Preis der Landwirtschaftsmesse für den größten Kürbis. In unserer Familie – die alles andere ist als normal – wird eine Zeitung schnell zur Zeitbombe.

Ich tue also so, als hätte ich sie gar nicht bemerkt. Mum macht sich an den Abwasch. Ihren Schultern ist die Last anzusehen, die täglich auf ihnen liegt. Sobald sie mit dem Rücken zu mir steht, ziehe ich die Zeitung zu mir heran und lege sie mir in den Schoß. Zeitbombe hin oder her, ich muss Bescheid wissen.

Selbst wenn es erst einmal gute Nachrichten sind, merkt man früher oder später, dass es leider doch etwas Schlechtes ist. Und das macht es noch viel schlimmer: Wenn die Hoffnung wieder zerstört wird. Mum trifft es immer am härtesten, sagen alle. Und wahrscheinlich haben sie recht, aber für Dad ist es auch schwer. Und für mich persönlich ist es auch nicht gerade leicht. Aber Dad hat Michel, und ich habe Thomas, und Mum hat niemanden.

Was auch immer sie diesmal geschrieben haben, hoffentlich sorgt es nicht wieder dafür, dass Mum komplett

in ihren Schildkrötenmodus geht. Beim letzten Mal ist sie eine Woche lang nicht aus dem Schlafzimmer gekommen. Ich habe ihr ab und zu etwas zu essen gebracht, aber sie hat es kaum angerührt. Sie hat auch nicht mit mir geredet und ist nicht ans Telefon gegangen. Dad kam vorbei. Ich habe an der Tür gelauscht.

»Du musst dich zusammenreißen. Tu's für Faith, die braucht dich jetzt.«

Das stimmt nicht. Ich bin sehr gut damit klargekommen, obwohl das Timing kaum ungünstiger hätte sein können – ich war damals gerade mitten in einer Prüfungsphase. Aber ich *brauche* sie nicht, zumindest nicht mehr so wie früher, als ich klein war. Es wäre nur schön, wenn sie begreifen würde, dass neben Komplett-Zusammenbruch und Alles-super-Lächeln noch andere Optionen existieren. Dass es einen Mittelweg gibt.

Ich schlage die Zeitung auf. Es ist schlimm.

ICH BIN LAUREL LOGANS MÖRDER!

Ich seufze. Mum dreht sich zu mir um. Sie reißt mir die Zeitung aus der Hand, knüllt sie zusammen und wirft sie in den übervollen Mülleimer. Der Mülleimerdeckel schwingt hin und her. Sie setzt sich und nimmt meine Hand. Ihre Finger sind eiskalt, aber das sind sie sowieso immer. Manchmal frage ich mich, ob sie jemals warm waren. *Früher.*

»Darüber wollte ich gerade mit dir reden. Ich habe schon mit der Polizei gesprochen, es ist nichts. Der Mann ist verrückt. Man sollte ihn dafür einsperren, aber er sitzt sowieso schon zweimal lebenslänglich ab.« Sie seufzt. »Ty-

pisch Regenbogenpresse – die schreiben irgendwo im Artikel sogar selbst, dass der Mann es gar nicht gewesen sein kann. Aber damit lässt sich ja keine Auflage machen. Es muss schon eine reißerische Überschrift sein.«

Mir steigen plötzlich die Tränen in die Augen, und ich weiß nicht einmal genau, warum. So was passiert ja nicht zum ersten Mal, solche Geschichten tauchen immer wieder in der Zeitung, im Fernsehen oder im Internet auf. Das geht schon mein ganzes Leben so, und man sollte meinen, ich müsste mich mittlerweile daran gewöhnt haben. Normalerweise fühle ich mich auch mehr oder weniger immun dagegen, aber heute habe ich anscheinend meinen Sentimentalen.

Mum mag es nicht, wenn ich weine. Das geht wahrscheinlich allen Müttern so, aber bei ihr geht es um mehr, wenn sie sagt: »Ach Süße, bitte wein doch nicht!« Es ist, als ob ich ihr damit alles noch schwerer mache. Deshalb versuche ich normalerweise, in ihrer Gegenwart nicht zu weinen. Es gibt einfach nichts Schlimmeres, als unglücklich zu sein und dann auch noch ein schlechtes Gewissen deshalb eingeredet zu bekommen. Also huste ich schnell und sage, ich sei ganz schön müde.

»Du und Martha, ihr habt bestimmt wieder die ganze Nacht gequatscht, hm?«

Ich muss lächeln. Manchmal kennt Mum mich wirklich kein bisschen.

Bevor ich ins Bett verschwinden kann, erzählt sie mir die Geschichte von dem Typen, der behauptet, er hätte meine Schwester umgebracht. Er hat vor zehn Jahren seine

gesamte Familie getötet und sitzt in einem Hochsicherheitsgefängnis ein. In letzter Zeit hat er es sich zum Hobby gemacht, Morde zu gestehen, die er gar nicht begangen hat. Mum ist ziemlich gut darin, so zu tun, als wäre ihr das alles völlig egal, aber ich durchschaue sie natürlich sofort. In einem Interview hat sie sogar mal selbst zugegeben, wie es ihr immer das Herz zerreißt, wenn solche Geschichten in der Zeitung auftauchen.

Dad behauptet, er verachtet solche Interviews. Es ist nicht leicht für ihn, wenn die Zeitungen Details ihrer Ehe erörtern. Aber er kann nichts dagegen sagen, weil er ja weiß, dass wir das Geld echt brauchen. Und dann besteht auch nach wie vor die Chance, dass jemand diese Artikel liest, der vielleicht etwas über Laurel weiß und sich an die Polizei wendet. Wenn Dad zu Mums »Medienaktivitäten« befragt wird, ist seine Antwort immer dieselbe: Der Zweck heiligt hoffentlich irgendwann die Mittel.

»Wann holt dich Michel heute ab?« Mum sieht immer irgendwie seltsam aus, wenn sie seinen Namen ausspricht, als würde sie kurz die Nase rümpfen. Vielleicht bilde ich mir das aber auch nur ein.

»Um zehn.«

»Aber du bist doch gerade erst seit einer Stunde zu Hause!« Einen Moment herrscht Schweigen, dann räuspert sich Mum, und ich weiß, jetzt kommt irgendetwas Unangenehmes. »Ich habe überlegt ... dass es uns vielleicht gut tun würde, wenn wir zwei mal ein Wochenende zusammen verbringen. Wir könnten sogar wegfahren. Wie wär's mit einem Städtetrip nach Prag oder nach Paris?«

»Ähm ...« Eine SMS von Martha blinkt auf meinem Handy. Ich halte es so, dass Mum sie nicht lesen kann.

Und? WIE WAR'S? ☺

Ich weiß nicht, was ich Mum antworten soll. Sie weiß doch ganz genau, dass ich die Wochenenden normalerweise bei Dad und Michel verbringe. So ist das schon seit sechs Jahren und wurde nicht vom Gericht entschieden, sondern von Mum und Dad. Sie sind trotz der Scheidung immer noch beste Freunde, das betonen sie immer.

Ich habe heute Morgen keine Lust auf Streit und will Mum bestimmt nicht sagen, dass ich mir kaum was Schrecklicheres vorstellen kann, als mit ihr zusammen durch Prag oder Paris zu latschen – oder auch jede andere Stadt, die mit P anfängt. Wir wissen beide genau, wie das endet: Sie würde so tun, als fände sie alles total toll, und würde mich von einer Touristenattraktion zur nächsten schleppen. Ich müsste mich von ihr vor dem Eiffelturm fotografieren lassen, ohne selbst fotografiert werden zu wollen, damit die Trauer nicht auch noch im Fotoalbum festgehalten wird. Die Augen enthüllen einfach alles, auch wenn jemand Fremdes ihr Grinsen vielleicht für ein echtes Lächeln halten würde. Aber ein Blick in ihre Augen macht klar, dass ein Teil von ihr schon vor langer Zeit gestorben ist.

In der Zeitung sieht man ständig Fotos von Mum, und auf keinem davon lächelt sie. Darauf achtet sie immer sehr. Sie meint, man würde ihr das bloß zum Vorwurf machen, und da hat sie wahrscheinlich recht. *(Wieso lächelt die denn? Wie kann denn eine Mutter lächeln, deren Tochter*

als vermisst gilt?) Also lächelt sie nicht. Und das wird ihr dann genauso zum Vorwurf gemacht, man bezeichnet sie als ›kalt‹ und ›hartherzig‹. Sie kann einfach nicht gewinnen.

Also sage ich Mum, dass ich über das gemeinsame Wochenende nachdenken werde und dass wir ja vielleicht in ein oder zwei Monaten mal mit Dad und Michel darüber reden können. Sie nickt, aber ich merke genau, sie ist von meiner Reaktion enttäuscht. Verdammt, jetzt habe ich wieder ein schlechtes Gewissen. In diesem Haus lauern überall Fallen und Schuldgefühle, sie verstecken sich unter den Dielen und hinter der Tapete. Man kann sie nachts sogar flüstern hören.

Eigentlich hatte ich gehofft, dass wir sie in unserem alten Haus zurückgelassen hätten, als wir vor ein paar Jahren umgezogen sind, aber Mum hat sie anscheinend sorgfältig in Packpapier eingeschlagen, in einen Karton getan, den dann säuberlich mit schwarzem Filzstift beschriftet und mit in den Umzugstransporter gestellt. Die Schuldgefühle kommen immer mit, egal wo wir hinziehen.

Ich stehe auf und umarme Mum. Einen Moment lang bleibt sie steif, dann entspannt sie sich ein wenig und umarmt mich auch. Sie ist so mager. Überall Ecken und Kanten. Früher hat sie mehr gewogen, das hat ihr viel besser gestanden. Wenn ich mich an die frühere Version meiner Mutter bloß besser erinnern könnte! Immerhin gibt es Fotos davon. Auf meinem Lieblingsfoto backen Mum, Laurel und ich zusammen Kuchen. Mum trägt eine rosa Schürze, ihre Wangen sind gerötet, und sie lacht – ein *echtes* Lachen. Ich stehe auf einem Stuhl, damit ich an die

Arbeitsplatte heranreiche. Ich habe Mehl auf der Nase und stecke demjenigen, der das Foto macht, die Zunge heraus. (War das Dad? Ich weiß es nicht mehr.) Laurel rührt gerade mit konzentriertem Blick in einer Schüssel. Sie trägt eine Federboa und ich ein kleines Krönchen auf dem Kopf, wahrscheinlich sind das die Anzihsachen, die man als Vier- und Sechsjährige beim Backen eben so trägt.

Das Telefon klingelt. Mum steht auf und drückt mir einen Kuss auf die Wange.

»Hallo? Ja, das bin ich.« Sie klemmt sich das Telefon zwischen Ohr und Schulter und wischt Krümel vom Küchentisch.

Ich gehe nach oben, um meine Tasche für das Wochenende bei Dad zu packen. Ich brauche nicht viel, ein paar Sachen und Kosmetikartikel lasse ich immer bei ihm. Manchmal nervt das, weil ich zum Beispiel ständig meine Lieblingsjacke bei Mum vergesse, wenn ich zu ihm fahre, und umgekehrt geht es mir mit anderen Sachen genauso. Trotzdem: Diese Unannehmlichkeiten sind es wert, wenn man dafür ein paar Tage zu Hause rauskommt. Bei Dad und Michel zu Hause fühle ich mich anders, da fällt das Atmen irgendwie leichter.

Als ich in die Küche zurückkomme, steht Mum mit dem Rücken zu mir. Sie hat immer noch das Telefon in der Hand, schweigt aber.

»Mum?«

Keine Reaktion.

»Mum? Alles okay?«

Das »Alles bestens, Schatz« kommt nicht.

Ich schiebe mich am Küchentisch vorbei und stelle mich direkt vor sie. Sie ist blasser als vorhin. Eine Träne läuft ihr die linke Wange hinunter, sie wischt sie nicht ab. Ich sehe der Träne dabei zu, wie sie die Kontur ihres Gesichts nachzeichnet und an ihrem Hals hinunterrinnt.

Schließlich sieht sie hoch. Ihr Blick ist anders als sonst. Ich kann nicht genau sagen, was anders ist, aber es macht mir Angst.

Mum setzt zum Sprechen an, verstummt dann aber wieder. Ich bin nicht sicher, ob ich hören will, was sie zu sagen hat. Aber habe ich eine Wahl?

»Das war gerade die Polizei.«

Nein. Bitte nicht. Nicht heute. Der Anruf, vor dem sie sich seit 13 Jahren jeden einzelnen Tag gefürchtet hat. Sie haben bestimmt ihre Leiche gefunden.

Mum schwankt ein wenig, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen, also ziehe ich sie zu einem Stuhl am Küchentisch. Sie sinkt darauf zusammen und lässt das Telefon auf den Tisch fallen. Sie nimmt meine Hände. Ich hocke mich vor sie hin.

»Sag's schon, Mum. *Bitte.*«

Sie räuspert sich. »Sie haben ein Mädchen gefunden. In der Stanley Street.« In der Stanley Street haben wir damals gewohnt, als es passiert ist. »Es ... es ist wahrscheinlich Laurel.« Sie drückt meine Hände so fest, dass es weh tut. »Ich soll gleich zur Polizeiwache und sie identifizieren.«

Meine Beine geben unter mir nach. Ich schwanke. »Mum, das tut mir so leid. Ich weiß gar nicht ... o Gott.«

Da lächelt Mum plötzlich. »Nein, nein! Ich meinte doch

nicht ... aber das kannst du ja nicht wissen.« Sie lässt meine Hände los und streichelt mir über die Wange. »Sie sind sich schon ziemlich sicher, dass es Laurel ist. Und sie lebt. Laurel lebt!«